

MARTIN AMANSHAUSER

TYPISCH WELT

111 GESCHICHTEN ZUM WEITER REISEN

PICUS VERLAG WIEN

NOTIZEN EINES ZIEMLICH ZUFÄLLIG ANWESENDEN

Einige Reisen, von denen ich hier schreibe, haben mich an Orte geführt, die ich aus eigenem Antrieb meiden würde (unter anderem Luxushotels oder Sightseeing mit Menschenschlangen), allein schon deshalb, weil mir dafür Geld und Geduld fehlen. Das *Schaufenster*, die Freitagsbeilage der Tageszeitung *Die Presse*, gibt mir immer wieder Gelegenheit zu Pressefahrten in solche ungewohnten Sphären. Ebenso oft bilden meine Geschichten aber private Reiserlebnisse ab. So sind aus zwei Jahrzehnten eine Menge Erlebnisse zusammengekommen, von einer etwas irren Stadtbesichtigung St. Petersburgs über die Wahl zur stärksten Eringer Kuh im Wallis bis zur Mopedfahrt durch die osttimorensische Exklave Oecussi-Ambeno. So einzigartig sie sein mögen, so typisch sind sie für die wirren Wege eines zeitgenössischen Reisenden. Es handelt sich nicht um Reportagen eines Korrespondenten, der vor Ort lebt, sondern um Notizen eines ziemlich zufällig Anwesenden. Manche geraten trotzdem oder gerade deswegen unvorsätzlich politisch. Es reist sich halt durch eine Diktatur anders als durch Frankreich oder Deutschland.

Ich reise zwar viel, aber auch nicht sehr viel anders als die anderen. Ich mag die Ortsveränderung, die Verkehrsmittel finde ich nicht einmal besonders unbequem, ich schlafe überall halbwegs gut. Aufgrund der beruflichen Vorgaben sind mir manchmal nur kurze Einsichten möglich – ganz so wie konventionellen Urlaubern, denen immer die Zeit für dies und

das fehlt. Herausgekommen ist ein Dokument des Versuchs, Sehenswürdigkeiten ebenso wie vorgegebenen Routen auszuweichen, oder, falls sie nicht vermeidbar sind, ihnen neue Perspektiven abzugewinnen. Ich glaube, das tun inzwischen viele Menschen. Kaum ein Tourist will heute nur Tourist sein. Und davon handeln diese Texte. Häufig erhalte ich Reaktionen wie »Genauso ist es mir auch gegangen!«

Im 21. Jahrhundert kann sich der Mensch ja an die meisten Punkte dieser Erdkugel transportieren lassen. Flugbuchungen nach wenigen Klicks suggerieren eine neue Art von Reisefreiheit und rufen ein chaotisches Buchungsverhalten hervor. Dem zeitgenössischen Tourismus wurde wiederholt vorgeworfen, dass er unsere Sicht auf die Orte (»Destinationen«) oberflächlich macht. Doch fast unwillkürlich denken wir heute bei jeder Reise ihren Sozial- und Umwelt-Impact mit: Nach der Enttäuschung namens Kapitalismus hält uns allein schon das kollektive Krisenbewusstsein dazu an. So hat mich mein eigener ökologischer Fußabdruck bereits ganz real durch einen Albtraum gejagt.

Eine Leserin sagte mir einmal, sie würde meinen Zielen im wahrsten Wortsinn »nachreisen«. Zunächst war ich geschmeichelt. Kurz darauf öffnete sich vor mir ein Schlund. Handelte es sich um eine Art von sekundärem Stalking? Ich finde, Sie müssen nicht ganz so weit gehen. Diese Geschichten sollen Räume öffnen, in die Sie hineinspazieren. Gelegentlich werden Sie wohl mit mir denken: Diesen Wahnsinn kenne ich, das passiert auch nur unterwegs, typisch Welt! Auch Reisemuffel (ich bin selbst ein verhinderter) können dadurch ein Stück in der Gegend herumkommen.

Als ich die Texte gesammelt las – mit zweihundert weiteren, die wir in diese Auswahl nicht aufgenommen haben –, war ich doch recht bestürzt über den Umfang der Reisetätigkeit dieses Menschen, zu dem ich geworden bin.

Martin Amanshauser, Mai 2016

BAHAMAS

AMANSHAUSER HAT EINEN CHAUFFEUR

Auf Paradise Island steht das *Atlantis*, zweitausenddreihundert Zimmer, der größte Hotelkomplex der Karibik. Ein paar Straßen weiter, in den Apartments des irgendwie dazugehörigen, aber viel exklusiveren *Ocean Clubs*, werde ich von oben bis unten betreut. Beim nachfolgenden Cocktailempfang versuche ich, möglichst überschwänglich zu wirken. Wer sich in einem US-Satellitenstaat schwertut mit Smalltalk, der gilt allzu rasch als magenkranker Grübler. »Europäer blicken meist drein wie Sargträger«, erklärt mir eine PR-Lady, und plötzlich kann ich lachen.

Die Tür geht auf, alle starren in diese Richtung. Großer Auftritt des Hotelzampanos K., Chef des *Atlantis*. Er feiert seinen siebzigsten Geburtstag mit Festdinner und fünfundzwanzigjähriger Freundin oder Gattin und einer Show von Patti LaBelle (»Voulez-vous coucher avec moi«), die er live im Bahamas-TV übertragen lässt. Ich fürchte schon, dass ich mit ihm und ihr smalltalken muss, aber so einer spricht zum Glück doch nur mit ausgesuchten Menschen.

Andere suchen wiederum mich aus, kaum steht man kurz in Ruhe da, schießt jemand auf einen zu. »How do you like the cocktail?«, werde ich alle drei Minuten gefragt, und später: »How do you like the dinner? You enjoy the wine? Was the trip nice? First time here in Paradise?« Ich lege mir Antworten zurecht: »It's so gorgeous« oder »It is most amazing!« oder »My trip was very relaxed.« Die nehmen mir das erstaunlicherweise ab. Meine Gänsehaut merkt keiner.

Der *Ocean Club* beschämt mich mit Zuteilung eines persön-

lichen Butlers. Er heißt Audrey, Aldrych oder so ähnlich, er bringt mir regelmäßig Erdbeeren mit Schokoladencreme, und bei meiner Rückkehr hat er im Zimmer alles zum Besseren verändert. Leider stellt sich bald heraus, dass er auch meine schmutzigen Unterhosen in Kuvertform zusammenfaltet (des-halb »briefs«?) und sie unter die frischen mischt. Dabei glättet (bügelt?) er sie, sodass ich, um die alten wieder auszusortieren, an jedem Einzelstück schnüffeln muss.

Ich bastle gerade am Laptop an einer Geschichte, die in Li-byens Wüste spielt. Passt nicht hierher, ich schäme mich dafür. Meinen Libyen-Reiseführer verstecke ich wie einen Porno im Koffer, damit mich Audrey/Aldrych nicht für einen charakter-losen Fremdgeher hält.

Am Nachmittag klopft er, serviert wieder Erdbeeren, von denen er offenbar sehr viele besitzt, und fragt nach meinem Beruf. »Writer and journalist« gefällt ihm: Audrey/Aldrych gesteht, dass er im bürgerlichen Leben (wenn er gerade nicht Butler ist) selbst Artikel für eine Nassauer Zeitung verfasst.

Inseltrip per Stretchlimousine: Der Chauffeur mit den weißen Handschuhen wirkt deutlich vornehmer als ich. Eigentlich sollte ich ihn herumkutschieren, nicht er mich. Er steigt ganz vorne ein, ich ganz hinten – wir sind ungefähr die Weltre-korddistanz im Weitsprung voneinander entfernt – und ich sinke lässig, routiniert, in die Ledersitze vom Typ Ikea-Sofa »Klippan«. Davor ist genügend Platz, falls man es zu zweit am Boden tun will. Ich (völlig alleine) kann dem proletarischen Impuls des Fotografierens dieses Innenraums nicht widerste-hen. Stirnrunzeln des Chauffeurs im Rückspiegel.

Trip so amazing, limousine so gorgeous, dinner so (falls man das sagen kann) heavenly, limousine erneut so very great. Chauffeur: »How was your evening?«

Ich: »So touching. Most amazing!«

Er, herzlich: »At home you can kick your shoes off, man!«

Ich, überfordert: »Well, yes!« (Hätte antworten sollen: »Great idea, man!«)

Er, zärtlich: »Soon you be sound asleep, man!«

Ich, entkräftet: »Oh certainly, man!«

Kaum bin ich aus der Limousine, zischt mir ein Rezeptionist ins Ohr: »Enjoyed evening?«

Zurück im *Ocean Club* des *Atlantis*: alle Unterhosen in Reih und Glied. Ich könnte schwören, den Libyen-Führer im Koffer verstaubt zu haben. Jetzt liegt er auf dem Nachtkästchen.

Hotel Atlantis, One & Only Ocean Club auf Paradise Island, Nassau, Bahamas.

TUNESIEN

GUIDE MOHAMMED, ALL LANGUAGES

Ausgrabungsstätten deprimieren mich. Sie gleichen einander wie die Kommentare der Guides: »Die Hauptstraße. Abdrücke der Wagenräder. Privathaus eines reichen Bürgers, erkennbar an der großen Küche. Wohnungen für Hausangestellte. Theater mit zweitausendfünfhundert Sitzplätzen. Gegenüber Thermenanlagen. Und das hier ... nun ... das ist das Bordell!« Schüchternes Lachen im Publikum. Aber ich als Kunde, ich zweifelte immer daran.

Bei einer Tunesienfahrt standen drei Ausgrabungsstätten auf dem Programm. Ich beschloss, sie als Spaziergänge durch angenehme Natur zu interpretieren. In Bulla Regia und im phönizischen Utica tauchten zum Glück keine Guides auf. Ich setzte mich abseits der Thermenstraßen in die Wiese, zählte die roten Riesenerdbeeren in den Kaktusfeldern. Das war angenehm. Am dritten Schauplatz, in Dougga, dem numibisch-römischen Thugga in der Provinz »Africa proconsularis«, drohte eine Führung.

Mohammed war der urtümlichste Guide, den ich je gesehen hatte. Ungefähr siebzig (oder siebenhundert) Jahre alt, Reibeisenstimme, faltiges Gesicht unter roter Wollkappe, Augen hinter tiefdunkler Sonnenbrille. Trotz eines Humpelbeins bewegte er sich agil durch die Steinwüste. Auf seinem Namensschild stand: *Mohammed. Languages: all.* Von der ersten Sekunde an hing ich an seinen Lippen.

Schon als Kind sei er durch diese Ruinen spaziert, Traum-

beruf: Tourist Guide. Mohammed sei nie von Dougga oder Thugga losgekommen. Er lebe auf dem Hügel gegenüber. Seine Söhne wollten nichts von Fremdenführerei wissen, sagte er voll Bedauern, als wäre seine Arbeit ein kostbarer Handwerksladen, der bald verfallen müsste.

Mohammed zeigte uns Gemeinschaftslatrinen, Küchen, Prunkstraßen, er redete ohne Pause, und ich ging trotzdem gern hinter ihm durch das Ruinenfeld. Erstaunlicherweise erweckte auch er den Eindruck, gern hier zu sein. Ich wartete ängstlich darauf, dass Mohammed die elende Bordellgeschichte auspackte.

Es kam anders: Er deutete auf eine winzige und erschreckend reale Steinskulptur von einem Penis mit dazugehörigen Hoden. Der Richtungspfeil zum Bordell! Wo genau sich die Aktivitäten abgespielt hätten – so Mohammed –, sei unklar. Historiker und Archäologen hätten ein bestimmtes Gebäude im Visier, Mohammed selbst sei sich da gar nicht so sicher.

Antikes Thugga, Dougga Nouvelle, Tunesien.

KUBA

HUGO CHÁVEZ BREMST AMANSHAUSER AUS

Insgeheim hatte ich gehofft, Fidel Castro würde während meines Aufenthalts sterben. Doch Castro überlebte meine Kubawoche ohne Probleme, es ging ihm danach sogar besser. Während des Hinflugs per *Iberia* hatte ich bereits mein revolutionäres Initialerlebnis. Auf dem Bildschirm wurde ein »Programa de Fidelización« angepriesen ... kubanische Propaganda? Erst langsam begriff ich, das Insert warb um Frequent Flyer, »Fidelización« hieß das Treueprogramm.

Vom Flughafen fuhr ich mit dem Mietwagen zum Hotel. Ich hörte Folgeton hinter mir. Ein Polizeiwagen drängte mich rüde an den Fahrbahnrand, der Beifahrer deutete mir, ich solle stehen bleiben. Dann fuhren sie mit Hochgeschwindigkeit weiter. Ein paar Sekunden später raste ein Politikerkonvoi an mir vorbei, eine Schlange von Ladas und Mercedes verschwand in der Nacht.

Im Hotel blieb ich bei »Aló Presidente« hängen, jene stundenlange Talkshow im venezolanischen TV, mit der Diktator Hugo Chávez sein Volk unterhielt. Erstaunlicherweise sendeten sie gerade ein Gespräch von Chávez mit Fidel Castro. Castro, am Krankenbett, trug einen seiner berühmten Trainingsanzüge, Chávez saß in orangefarbener Kfz-Mechanikermontur daneben: zwei Arten von Revolutionären.

Der echte Revolutionär erweckt einen leicht dementen Eindruck, der falsche Revolutionär redet auf ihn ein. Chávez doziert um sein Leben, er scheint zu befürchten, dass sein Gegen-

über, todkrank und fast schon wieder ein Kind, Entlarvendes oder Peinliches herausprudelt. Chávez verbirgt sich in einem rhetorischen Kotau, der ihn als Erben der wahren Revolution legitimieren soll: ein beflissener und zugleich maßlos pathetischer Priester.

»Es wird behauptet, ich sei der Teufel, besser gesagt ein Teufelchen, denn du, Fidel, du bist ja der große, alte Teufel!«, meint Chávez mit selbstzufriedenem Lächeln. Auf einen solchen Diskurs steigt Fidel Castro nicht ein. Der Alte ist für keinen »Talk« zu haben, er murmelt einen seiner vertrackten, gelehrten Sätze. Chávez gestikuliert, talkt die Internationale des Bolivarismus rauf und runter, plaudert aus dem Politikernähkästchen, »hablé con un amigo, Lula da Silva, y dije a Lula – ¡ó Lula! – ¡tu no puedes ...!«, und so weiter bis in alle Ewigkeit, Fidel Castro wirft verzweifelte Altersheimblicke in die Kamera.

Als Chávez sich in Che Guevaras Tradition (sie feiern vierzig Jahre Auferstehung) »zwei, drei, viele Vietnams« wünscht und »die pueblos« aufwecken will, wacht statt ihnen Castro auf, holt tief Luft und beginnt mit etwas Langem, maßlos Kompliziertem. Und auf einmal predigt nur mehr Castro, eindringlicher als Chávez, echter, witziger, der bärtige Opa gerät in sein Element und wirkt überhaupt nicht mehr senil.

Während Castro nie wieder aufhört zu sprechen und Chávez schwitzend, mit verkniffenem Gesicht zuhören muss, schalte ich auf einen lokalen Sender und erfahre, welcher Konvoi so rasant an mir vorbeigefahren ist: Hugo Chávez auf Staatsbesuch in Kuba.

Aparthotel Montehabana, Miramar, Calle 70 und Avenida 3, Havanna, Kuba.

JAPAN

AMANSHAUSER IM KAPSELHOTEL

Ich war nach Tokio gefahren, unter anderem, um Haruki Murakami, ein *Kapselhotel* und »meinen« Verlag kennenzulernen. Murakami war vorbei, der Verlag erst übermorgen, also war die Kapsel dran.

Die Kapsel ist eine Unterkunft für Leute, die sich kein *Love-Hotel* oder *Business-Hotel* leisten können (so heißen billige Unterkünfte, auch wenn sie weder mit Liebe noch mit Geschäft zu tun haben), oder für außerhalb Wohnende, die nach einem Gelage ein paar Stunden übertauchen müssen, bis wieder eine S-Bahn fährt – fast immer sind es Männer. Sie übernachteten für wenig Geld in einer zwei Meter mal achtzig Zentimeter großen Schublade, rundherum plastikverschalt.

Ich hatte das *Green Plaza Shinjuku Capsule Hotel* gefunden, hatte die Sicherheitstafeln gelesen, aus denen hervorging, dass Tattoo-Träger nicht willkommen waren – kein Problem für mich –, und schritt auf die Rezeption zu. Da saß ein alter Kerl mit zerfurchtem Gesicht, der bei meinem Anblick den Kopf schüttelte. Er sprach nur ein Wort Englisch. Er hielt mir die flache Hand hin. Pass? »No!« Geld? »No! No!« Der Alte blickte mir in die Augen und schüttelte den Kopf. Sein Verhalten bedeutete nichts Gutes, unter Umständen wollte er mich nicht einlassen. Ich hob beide Arme, um gestisch die Frage »Warum?« auszudrücken. Es konnte doch nicht sein, dass ich aus rassischen Gründen abgewiesen wurde ... Der Alte erhob sich um ein paar Zentimeter und zeigte an meinem Körper nach

unten. Endlich begriff ich: die Schuhe! Wenn ich mich umblickte, trug niemand Schuhe. Wohin mit meinen? Er deutete in eine Richtung.

Zwei Minuten später händigte ich ihm den Schlüssel für das Schuhschließfach aus, den er emotionslos entgegennahm und mir immerhin im Gegenzug Hausschuhe und einen anderen Schlüssel aushändigte – den zu meiner Kapsel? Ich machte zwei Schritte auf den Eingang zu und rechnete ohnehin bereits mit der Ablehnung: »No! No!« Der Alte zeigte auf meinen Koffer und deutete in eine andere Richtung. Aha – nächstes Schließfach. Ich nahm einige Umräumungen vor, damit ich Pyjama, Zahnbürste und Computer dabei hatte.

Zurück an der Rezeption, erkannte ich erstmals den Anflug eines Lächelns im Gesicht des alten Mannes. Ich gab ihm den zweiten Schlüssel zurück und erhielt im Austausch dafür einen dritten, Nummer 3017, gemeinsam mit einem penibel gefalteten Bademantel und dem unmissverständlichen Handzeichen, dass ich mich endlich zu meiner Kapsel begeben solle.

Die Kapseln sahen aus wie diese Schubladen in den »Tatort«-Filmen, in denen Leichen zwischengelagert werden. Im Unterschied zu Letzteren hatten sie einen Fernseher. Meine Kapsel war eine im Erdgeschoß, das heißt in der unteren Reihe. Ich kroch hinein und schloss hinter mir den Rollladen. Der Sender übertrug Szenen aus dem japanischen Parlament.

Die Kapsel begann zu wackeln, und ich musste dem oberen Nachbarn zuhören, der weiß ich was tat.

Green Plaza Shinjuku Capsule Hotel, 1-29-2 Kabukicho, Shinjuku, Tokio, Japan.